Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift

Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache

Band: 61 (2005)

Heft: 4

Artikel: So manches könnte leicht ganz anders heissen : über die Fruchtbringende Gesellschaft vom "Teutschen Palmenbaum"

Autor: Heisch, Peter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421877

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

So manches könnte leicht ganz anders heissen

Über die Fruchtbringende Gesellschaft vom «Teutschen Palmenbaum»

Von Peter Heisch

Relativ spät, zu Beginn des 17. Jahrhunderts, gewann die neuhochdeutsche Sprache allmählich die Bedeutung einer allgemein verbindlichen Standardsprache. Eine wesentliche Rolle spielte dabei die aus heutiger Sicht reichlich seltsam anmutende «Fruchtbringende Gesellschaft», die immerhin 1617, ein Jahr vor Ausbruch des Dreissigjährigen Krieges und über ein Jahrzehnt vor der Gründung der nachmals berühmteren Académie française durch Kardinal Richelieu, zu Stande kam.

Ihre geistigen Wegbereiter waren drei Herzöge von Weimar, zwei Fürsten zu Anhalt-Köthen sowie verschiedene Edelleute, von denen der Geheimrat Kaspar von Teutleben den Vorsitz führte. Dies ist umso bemerkenswerter, als zu jener Zeit an den in unzählige Zwergstaaten zersplitterten Fürstenhöfen Deutschlands unter dem beherrschenden Einfluss Versailles nurmehr Französisch gesprochen wurde. Die deutschsprachige Literatur, die unter diesen Umständen während Jahrzehnten, zwischen 1590 und 1620, kaum ein nennenswertes Gedicht, geschweige denn ein namhaftes Prosawerk hervorbrachte, lag im Dämmerschlaf, drohte nahezu zu erlöschen und bedurfte dringend einer Erneuerung.

Als Vorbild diente den Mitgliedern des «Palmenordens», zu denen nach und nach die fähigsten Köpfe ihrer Zeit stiessen, die hoch angesehene Accademia della Crusca, welche 1582 in Florenz ins Leben gerufen wurde und im ernsthaften Bemühen, die Spreu von der Weizenkleie (crusca) zu trennen, dieselben Ziele der Reinerhaltung der italienischen Sprache verfolgte. Die «Crusca» wurde für Italien fortan zum Synonym für ein verlässliches Wörterbuch.

Die Nationalsprachen Europas begannen sich neu zu formieren, indem man sich vermehrt auf ihre unverwechselbare Eigenständigkeit besann, womit man die ideale Voraussetzung schuf für die gedeihliche Entwicklung von Fortschritt und Aufklärung. In den Satzungen der «Fruchtbringenden» kam klar zum Ausdruck, «dass man die hochdeutsche Sprache in ihrem rechten Wesen und Stande, ohne Einmischung fremder ausländischer Worte aufs möglichste und tunlichste erhalten und somit der besten Aussprache im Reden als dereinst im Schreiben und Reimdichten befleissige». Eine Absichtserklärung, die

man auch heute noch vorbehaltlos unterschreiben könnte, zumal im Hinblick auf das häufig mit Anglizismen durchsetzte Wortgemenge der Gegenwart. Der eindringliche Appell, dem barocken Wildwuchs der Schreibweise ein Ende zu bereiten und die allzu oft ins Kraut schiessende Verwendung von Fremdwörtern zu vermeiden, schien umso berechtigter, als nach Beendigung des Dreissigjährigen Krieges die Fremdeinflüsse im entvölkerten Deutschland – das weitaus mehr ausländische Landsknechte und Marketender zählte, die das Sagen hatten, als überlebende Einheimische – die Sprachverwirrung ein wohl kaum vorstellbares Ausmass erreicht hatte.

Es gehörte damals zu den Gepflogenheiten von Privatakademien, dass sie sich nach dem Muster von Studentenschaft und Männerbünden einen spasshaften Übernamen zulegten. Die «Fruchtbringenden» wählten daher den «indianischen Palmenbaum» zum Symbol ihres kühnen Unterfangens, versehen mit dem Spruch «Alles zu Nuzen», wohl in Bezug auf die vielseitige Verwendbarkeit der Kokospalme. Vielleicht sogar verbunden mit der Nebenabsicht, damit auf die Redensart anzuspielen, dass sie der erbärmliche Zustand der deutschen Sprache buchstäblich auf die Palme bringe. Möglicherweise dachten sie auch an das «Palmares», den Leistungsausweis, der mit der Verleihung einer Siegespalme, in ihrem Fall eines Ordens, belohnt wurde. Jedes Mitglied hatte überdies einen kennzeichnenden Übernamen vorzuweisen wie «der Mehlreiche», «der Unverdrossene», «der Wohlriechende», «der Nährer», «der Goldfuchs» oder «der Kümmeltürke». Doch hinter der Oberfläche scheinbar spielerischer Heiterkeit stand die durchaus redliche Absicht, der deutschen Sprache neue Impulse zu vermitteln. In dieser Hinsicht waren die «Fruchtbringenden» kompromisslos bis zum Äussersten – und schossen im Eifer denn auch nicht selten weit übers Ziel hinaus, wofür sie einiges an Spott erdulden mussten.

Ihr Vorrat an puristischen Verbesserungsvorschlägen glich einem wahren Kuriosenkabinett. Darin wimmelte es nur so an grotesken Wortschöpfungen wie *Zeugemutter* anstelle Natur, *Hauptstürze* für Hut, *Fressdegen* für Messer und *Darmfleisch* für Wurst. Das Fenster wurde zum *Tagleuchter* umbenannt, die Quintessenz geriet zum *Fünftelsaft*, das Kloster zum *Jungfernzwinger*, aus Fieber wurde *Zitterweh*, für das Theater war die *Schauburg* vorgesehen.

Die Nase sollte sich in *Schnauber* oder allenfalls *Löschhorn* verwandeln, und wenn es nach den Vorstellungen des besonders reformwütigen Sprachfegers Philipp von Zesen (1619–1683) gegangen wäre, hiesse die Nase heute gar *Gesichtserker* – eine Empfehlung, die übrigens über dreihundert Jahre später von der nationalsozialistischen Reichsschrifttumskammer in Wiedererwä-

gung gezogen wurde. Zum Glück ohne Aussicht auf Erfolg! Der Volksmund hat die Nase inzwischen längst kurz und bündig zum *Riecher* erklärt, der sich überdies bestens eignet, die in der Luft liegenden Zeitströmungen aufzuschnappen. Kommt hinzu, dass die Nase dem Gesichtserker um zwei Nasen- beziehungsweise Silbenlängen an Kürze voraus ist.

In einem Roman aus jener Zeit kamen sogar eine Katze als *Mäusehund* sowie eine Fledermaus als *Luftmaus* vor, während das Mikroskop als *Nasenrohr* bezeichnet wird. Immerhin haben wir es schliesslich Philipp von Zesen zu verdanken, dass die ausdrucksstarke Vokabel *Mundart* anstelle von Dialekt in den deutschen Wortschatz gelangte, zumal die Termini Dialekt und Dialektik in einem ganz anderen Zusammenhang bald einmal einen polemischen Charakter erhalten sollten.

Doch bereits Ordensbruder Martin Opitz (1597–1639), zufolge seines Lehrbuchs «Von der deutschen Poeterey» gefeierter Vater der neuen Dichtkunst, gab gegenüber solchen Übertreibungen mässigend zu bedenken: «Der Dichter soll in den griechischen und lateinischen Büchern wol durchtrieben sein und von ihnen den rechten Griff erlernt haben; erst dann wird ihm die Erfindung glücken, die nichts anderes ist als eine sinnreiche Fassung aller Sachen ...» Seinem Einfluss verdanken wir denn auch so gelungene, die Zeitläufe überdauernde Neubildungen von Komposita wie Sturmwind, Vogelflug, Notwehr, Denkzettel, Sippschaft oder Begnadigung.

Aber selbst der überbordende Zesen darf immerhin für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, Schöpfer griffiger Übertragungen wie Vollmacht für die im Amtsdeutsch verbreitete Plenipotenz, Vertrag für Contract, letzter Wille für Testament und ähnliche modernisierte Kanzleiausdrücke fruchtbringend gewirkt zu haben. Paradoxerweise musste sich just Martin Opitz in seinem berühmten Plädoyer «Wider die Verachtung der deutschen Sprache» dazu des Lateins bedienen, um in der Fachwelt überhaupt Gehör zu finden.

Das Kunststück bestand für die Reformer zweifellos darin, neue Wörter zu finden, die sich wie von selbst in die Sprache einfügen, und vom untauglichen Versuch abzulassen, Vokabeln ersetzen zu wollen, für die es kaum einen geeigneten Ersatz gibt, wie beispielsweise Idee, Genie, Talent. Es scheint wohl unvermeidlich, Gedanken in Worten auszudrücken, die uns aus der Vergangenheit überliefert wurden. Bedient man sich hingegen neugebildeter Übertragungen (Metaphern), so läuft man Gefahr, dass diese weit gehend auf Unverständnis stossen, weil sie für viele keinen Sinn ergeben und deshalb unverständlich bleiben. Man kann sich schliesslich nicht so ohne Weite-

res aus der historisch gewachsenen lateinischen Wortherkunft ausblenden.

Wohin das führen würde, zeigt uns das Beispiel der ungarischen Sprachreformer, die im 19. Jahrhundert, wenn auch mehrheitlich aus Gründen der inkongruenten Morphologie, sämtliche Fremdwörter magyarisierten, was zur Folge hatte, dass uns ihr Idiom für mitteleuropäische Begriffe völlig solitär und exotisch erscheint, z. B.: müveltség/Kultur, természet/Natur, nemzet/Nation, hangverseny/Konzert usw.

Bei allen Widersprüchen, welche die fruchtbringenden Erneuerer an den Tag legten und dafür zumeist Kopfschütteln oder ein nachsichtiges Lächeln ernteten, bewiesen sie doch einen grossen Vorrat an bildkräftiger Fantasie, den man sich heute manchmal wünschen möchte, wenn es vielfach an einer halbwegs verständlichen Eindeutschung technischer Begriffe mangelt. In seiner «Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft» geht Barthold sogar so weit, dass er ihnen bestätigt: «Durch die Mühen der Genossenschaft fanden unsere Dichter eine geläuterte Sprache vor, welche den neuen poetischen Gedanken ungezwungen sich anschmiegte.»

Ihr Beispiel fand seinen Nachhall in der Gründung zahlreicher weiterer Sprachgesellschaften, die sich nach ihrem noch stark barock gefärbten Vorbild «Schwanenorden», «Rosengesellschaft» oder «Gekrönter Blumenorden» nannten. In Strassburg machte «Die Aufrichtige Tannengesellschaft» von sich reden. Philipp Harsdörffer empfahl sich als Herausgeber eines Lehrbuchs der Dicht- und Reimkunst «ohne Behuf der Lateinischen Sprache samt Rechtschreibung und Schriftscheidung oder Distinction», verfasst im Auftrag der «hochlöblichen Fruchtbringenden Gesellschaft», besser bekannt als «Nürnberger Trichter». Von da an war der Weg vorgezeichnet, der zu Jacob Grimm (1785–1863), dem Urvater der wissenschaftlichen Germanistik, bis zur Gründung des ersten «Allgemeinen deutschen Sprachvereins» von 1885 führte.

Wenn wir an dieser Stelle einen *Augenblick* (vormals ausschliesslich als *Moment* bekannt) verweilten, um einen *Augenschein* (Aspect) auf die Entwicklungsgeschichte unserer Muttersprache zu werfen – wobei, nebenbei bemerkt, das Wort *Scheinwerfer* anstelle von *Réverbère* noch bis ins letzte Jahrhundert sozusagen eine «pièce de résistance» darstellte und auf erbitterten Widerstand stiess, weil es ihm an der nötigen *Akzeptanz* fehlte, wie man heute dazu sagen würde –, so einzig in der hochlöblichen Absicht, die Umtriebe der «Fruchtbringenden Gesellschaft» und ihre auch uns Heutigen nicht ganz unbekannten Schwierigkeiten gebührend zu beleuchten – oder besser gesagt: zu *fokussieren*, nach modernem Verständnis ...